

Riddersholm.

Novelle von Antonie Heidsieck. (Fortsetzung.)

5.

Wohl versprach König Christian, als der Adel Schwedens ihn nach jener unglücklichen Schlacht von Bögesund anerkannte, daß er nach Schwedens Gesetzen, der Kalmarischen Union gemäß, regieren und wegen des Vergangenen keine Rache üben wollte, wohl bekräftigte er diese Zusage durch einen Eidschwur und den Genuß des Sakraments, als er im Herbste 1520 selbst nach Schweden kam, aber Harald Ridders konnte sein Mißtrauen nicht besiegen und ging daher auch nicht nach Stockholm zu der am 4. November daselbst stattfindenden Krönung und Huldigung. — —

Wieder war der Winter in Schweden eingezogen, wieder lag Schnee auf den Bergen um Schloß Ridders, friedlich lag das Herrenhaus da, und seine Bewohner ahnten nicht, was die nächste Stunde bringen sollte. In der Kinderstube spielten Olaf und Wanda, im Zimmer daneben saß Harald am Schreibtisch, Hertha mit einer Handarbeit am Fenster. Plötzlich schrie sie auf: „Um Gottes willen, Harald, dänische Soldaten sind in unsere Berge gedrungen und sprengen auf die Brücke zu."

Harald legte die Feder fort, und bleich aber ruhig stand er auf mit den Worten: „So hat nun unsere Stunde geschlagen. König Christians Schergen!" fügte er hinzu, als er am Fenster, neben der Gattin stehend, die fremden Soldaten erblickte. „Diese Uniformen sähen wir hier nicht, wenn Sten Sture lebte und Gustav Wasa frei wäre."

„Harald, das gilt Dir?" fragte Hertha, die thränenverschleierten Augen zu dem Gatten aufschlagend und mit der Hand auf die Eindringlinge weisend.

„Es gilt mir, Hertha," antwortete er, den Arm um ihren Nacken schlagend. „Sei mein starkes, mutiges Weib, meine Hertha, vertraue dem Höchsten, in dessen Hand wir alle stehen, und sei den Kindern Vater und Mutter zugleich, wenn ich nicht wieder heimkehren sollte zu euch, das ist vielleicht die letzte Bitte Deines Harald."

Hertha klammerte sich in verzweifeltem Schmerze an ihn und schluchzte laut auf.

„Mache mir das Scheiden nicht so unsagbar schwer, Hertha," bat er, sie sanft abwehrend, „nicht aus den Armen einer verzweifelnden Gattin dürfen diese Unmenschen mich reißen, den Triumph sollen sie nicht haben, aufrecht, mit erhobenem Haupte, will ich ihnen entgegengehen, denn meine einzige Schuld ist, mein Vaterland geliebt zu haben, indem ich es wider einen Tyrannen verteidigte. Jetzt noch einen Abschiedskuß den Kindern, dann muß ich den Fremden entgegengehen. Olaf, Wanda, kommt her und gebt eurem Papa einen Kuß, ich reise nach Stockholm."



Kurfürstenbrücke in Berlin. (Mit Text.)

Die Kinder, im besten Spiele gestört, kamen eiligst herzugelaufen, um desto eiliger wieder zurückzukönnen; so entging dem Knaben die erregte Stimmung der Eltern.

„Warum fährst Du schon wieder fort, Papa, Du bist ja noch gar nicht lange bei uns?" fragte er.

„Der König ruft mich, mein Junge, ich komme bald wieder."

„Bring' mir auch 'was Hübsches mit aus Stockholm," rief Olaf dem Vater zu, nachdem er den Abschiedskuß empfangen, und lief eilig wieder dem verlassenen Spielzeug zu; ahnte er doch nicht, daß er den Vater vielleicht hienieden nicht wieder sehen sollte! Die Kleine legte Harald in die Arme der Mutter, dann verließ er das Zimmer. Aber auch das Kind duldete es nicht lange bei der Mama; es lief zum Bruder zurück, und zum ersten Male hatte Hertha keine Gedanken für die Kinder. Sie trat zum Fenster und sah, wie auf der Brücke, wo Harald mit den Soldaten zusammentraf und ein Teil derselben ihn fortschleppte, dem Ausgange der Felsen zu. Halb bewußtlos sank sie in einen Sessel. Wie lange sie so dagelegen, sie wußte es nicht, sie schrak erst auf, als ein dänischer Offizier unangemeldet ins Zimmer stürmte.

„Frau Gräfin Ridders?" fragte der eintretende Offizier hart und barsch.

„Ich bin es," antwortete Hertha mit ruhiger Würde.

„Den Hochverräter, dessen Namen Sie tragen," fuhr der Offizier fort, „hat man nach Stockholm abgeführt, wo ihn die verdiente Strafe seiner Thaten ereilen wird. Sein Schloß wird durch Feuer vertilgt und die Seinen von hier gejagt, so lautet nämlich der Spruch Seiner Majestät Königs Christians. Schon haben meine Soldaten Reisigbündel herbeigetragen, das Schloß anzuzünden, das zum Teil brennt; halten Sie sich lange mit Klagen und Jammern auf, so kommen Sie samt Ihren Kindern in den Flammen um und entgehen dem milden Schicksal, das Ihnen die Gnade des Königs bestimmt, durch eigene Schuld. Beeilen Sie sich aber, so können Sie noch fortkommen."

Damit verließ sie der Offizier, der sich von seinem Monarchen eine Henkerrolle hatte anweisen lassen und seines traurigen Amtes gefühllos und rücksichtslos waltete. Totenbleich, mit zitternden Knieen, stand Hertha da; der schwerste Schlag, der die Gattin, die Mutter treffen konnte, hatte sie getroffen, und noch einmal sank sie, wie betäubt von dem Gehörten, in dem Lehnstuhl zusammen.

Furchtbare, entsetzliche Verwirrung herrschte in Schloß Ridders. Ein Teil der Soldaten schleppte, wie der Offizier gesagt, Stroh und Heubündel herbei, um das Schloß anzuzünden, die auch sofort in heller Glut aufloderten; dann zürnten andere den Kameraden und vergriffen sich thätlich an den Brandstiftern, die zu früh Feuer angelegt, ehe man sich hinreichend angeeignet hatte von den der Zerstörung anheimgegebenen Schätzen im Hause der Rebellen, wieder andere gingen plündernd umher, die Schloßdienerschaft rannte jammernd und schreiend durch alle Räume, und schreckgelähmt und unfähig ein Glied zu rühren, saß Hertha im Lehnsessel, während die Kinder ruhig spielten. Plötzlich kam Olaf hereingelaufen.

„Mütterchen," schrie er, „die Lisette sagt, die fremden Soldaten haben das Schloß angesteckt, es brennt, wir müssen fliehen, komm geschwind, Mütterchen, geschwind."

Hertha fuhr wie aus einem Traum; war es denn Wirklichkeit, furchtbare, entsetzliche Wirklichkeit, was ihr Kind sprach? Da stürzten die Diener durch das Zimmer.

„Fliehen Sie, Frau Gräfin, fliehen Sie, das Schloß brennt an allen Ecken."

Sie rief die Diener, ihr Kammermädchen, vergebens! Keiner hörte auf sie, jeder war nur auf die eigene Rettung bedacht, und dazwischen weinten und schrieen die Kinder, Olaf im Bewußtsein der ihn umgebenden Gefahr ohne Hilfe der Mutter nicht entfliehen zu können, Wanda nur aufgeregt durch den Schrecken der anderen und weil sie den Bruder weinen sah. Hertha war schutzlos im brennenden Schloß, während die Kinder Schutz von ihr verlangten, die Kinder, die der scheidende Gatte ihr ans Herz gelegt und denen sie Vater und Mutter zugleich sein sollte. Sie mußte handeln, denn sie war Mutter und handelte mit Ruhe und Geistesgegenwart. Sie trieb die Kinder nicht ohne warme Umhüllung in die Winterkälte hinaus, erst als sie Olaf seinen Pelzmantel angezogen, selbst ein Tuch umgenommen, in das sie die kleine Wanda gehüllt, verließ sie Schloß Ridders, das sie vor zehn Jahren, an der Hand der Eltern und des Geliebten, als glückliche Braut betreten.

Draußen herrschte dieselbe Verwirrung: das Fluchen und Toben der plündernden Soldaten, das Jammern der fliehenden Schloßbewohner tönte schrill durcheinander. Auch aus den Nebengebäuden kamen jammernde, schreiende Menschen, die gleichfalls flüchtend den Thalkessel verlassen wollten, da sie keine Rettung für ihre Häuser sahen, nachdem das Schloß brannte, dessen Flammenglut nicht gelöscht werden durfte, denn die rohe Soldateska wehrte alle Löschversuche mit der blanken Waffe ab. Dies wirre Durcheinander erschreckte und ängstigte die Kinder; Wanda barg ihr Antlitz still an der Brust der Mutter, denn es fehlte ihr der Mut zum Weinen, Olaf ging schweigend an ihrer Hand vorwärts und wagte keine Frage. An dem Ausgangsthor der Felsen staute sich die fliehende Menschheit. Hertha, sonst die Zuflucht aller Trauernden und Bedrängten, hatte jetzt zu viel mit dem eigenen Weh zu thun, als daß sie ein offenes Ohr für andere gehabt, auch konnte sie ja jetzt nicht mehr helfen, denn sie war nicht mehr die reiche Gräfin Ridders, sondern so arm wie jene. Sie flüchtete daher, um nicht in den Menschentrubel zu geraten, zu einer Bank, die am Abhang des Felsens angebracht und zu der ein Weg in den Felsen gehauen war. Hier sank sie todmüde zusammen und wartete, bis der Fluchtweg frei geworden. Wanda, die hier, den tobenden und schreienden Menschen entrückt, die Thränen wiedergefunden, weinte sich in den Schlaf; Olaf stand regungslos neben der Mutter, sich an sie schmiegend, während sie ihn mit dem rechten Arm umschlungen hatte.

„Wann kommt mein Papa wieder?" fragte er endlich, das Schweigen unterbrechend.

„Wenn es der König erlaubt," preßte Hertha hervor, die mit einem „Niemals", an das sie selber geglaubt, das Kind nicht ängstigen wollte.

„Lisette und Fritz sagen, die Soldaten haben meinen Papa ins Gefängnis gebracht; warum haben sie meinen Papa ins Gefängnis gebracht?" schluchzte das Kind auf.

„Weil er den grausamen König nicht in Schweden dulden wollte," preßte die geängstigte Frau hervor.

„Aber das ist ja ein böser König, der uns auch das Schloß anstecken läßt."

„Das hat er nicht befohlen, das ist ein unvorgesehenes Unglück," wollte Frau Hertha ihn trösten, da sie sich, betäubt von den Schrecknissen der letzten Minuten, nicht entsann, daß das Kind bereits die Wahrheit gehört.

„Nein, er hat es doch anstecken lassen," beharrte Olaf, „Lisette und Fritz haben's gesagt und die Soldaten auch, ich hab's gehört, wie wir durch die Halle gingen. Weißt Du, Mütterchen, wenn ich groß bin, sammele ich auch Soldaten und kämpfe mit ihnen gegen den bösen König, der mir meinen Papa wiedergeben muß."

Wohl in Erwägung dieses Zukunftsplanes verstummte das Kind und schmiegte das Köpfchen wieder an den umschlingenden Arm der Mutter. Frau Hertha aber gedachte vergangener Zeiten. Diesen Ruhesitz hatte ihr Gatte anlegen lassen; wie oft hatte sie hier mit ihm an stillen Sommerabenden gesessen, von seinem Arm umschlungen, wie sie jetzt ihr Kind umschlang! Hier hatte sie errötend dem Gatten gekündet, daß Gott ihren Ehebund gesegnet; hierher hatte sie auf ihren Armen ihren holden erstgeborenen Knaben getragen, um an Haralds Seite mit ihm zu tändeln, hier hatte später das Kind neben den Eltern gespielt, wenn sie in trauten Abendstunden ausruhten. Von hier hatten sie hinübergeschaut zu dem altehrwürdigen Schloß, über dessen Zinnen Jahrhunderte hinweggezogen, das Haralds Ahnen in grauer Vorzeit bewohnt, wo so manches Lebens- und Liebesglück erblüht und ins Grab gesunken, aber die gegenwärtige Generation, sie konnte nicht zum ungetrübten Glück kommen.

„Würde Frau Fortuna dereinst wieder in Schoß Ridders einziehen, wenn künftige Generationen frei unter eigenen Königen lebten?" So hatten sie sich oft bange gefragt. Heute gab das Schicksal eine fürchterliche, entsetzliche Antwort, kündete es in Flammenlettern ein gräßliches „Nie!" Schon schlugen die Feuersäulen aus allen Fenstern, eine dichte, schwarze Rauchsäule stieg empor an der Wand der jenseitigen Felsen, das verheerende Element vernichtete den Wohlstand vieler, über zertretenes Menschenglück schritt ein irdischer König die Stufen seines Thrones hinan. Eine glühende Hitze strömte am kalten Wintertage vom brennenden Schlosse aus, der Schnee auf den Bergen und in der Ebene schmolz, das Thal, das jüngst eine weiße Krystalldecke getragen, ward zur Schmutzlache, und die züngelnden Flammen, sie kündeten mit leuchtender Schrift den Spruch eines Tyrannen, der ein Land erobern wollte. Er, der die Liebe brauchte als Säule seines Thrones, er riß mit unbarmherziger Hand zwei liebende Herzen auseinander, und das Weh, das er erschuf, es ward die furchtbare Saat, deren Ernte einst der Schnitter „Freiheit" schneiden sollte. Auf der weiten, öden, stillen Eisfläche des Mälar-Sees war Schwedens Freiheitsheld gestorben, hier auch schlug eine Sterbestunde: die Freiheit sank hier ins Grab, Schloß Ridders lohte ihr als Totenfackel.

Das Weh, das Herthas Herz in jener Stunde beim Anblick des brennenden Schlosses zerriß, keine Feder kann es schildern, nur ein fühlendes Herz kann es mit ihr empfinden. Aber sie hatte den Kelch noch nicht zur Neige geleert, ihres Kindes Mund sollte alte, nicht vernarbte Wunden aufreißen, sie furchtbar an vergangene Schuld mahnen. Allein in der weiten Natur, ohne den Vater, unter dessen Schutz er sich bisher doch immer am sichersten gefühlt, fing Olaf bitterlich an zu weinen, eine lange vergessene Erinnerung erwachte in seiner Seele, und sein Kummer und seine Angst gipfelten in dem bangen, schmerzlichen Ausruf: „O, warum habe ich keinen Großvater mehr!"

Frau Hertha zuckte zusammen. Ja, Schloß Holm wäre ihr, der Schutzlosen, Mittellosen, aus der Heimat Vertriebenen, jetzt die Zufluchtsstätte gewesen, die hatte sie ihren Kindern verschlossen. Der Dämon „Schuld" trennte sie vom Vaterhaus und stieß sie erbarmungslos in die fremde kalte Welt. Das war der Richterspruch, der da lautete: „Ich will die Sünden der Väter heimsuchen an den Kindern." Um ihretwillen mußten Harald Ridders Waisen jetzt schutz- und obdachlos in der Welt umherirren. Der Gatte dem Henkerbeil eines Tyrannen verfallen, der Vater zürnend, so stand Hertha mit zwei kleinen Kindern einsam und allein dem brennenden Schloß gegenüber, und ihre Verzweiflung über unverschuldetes und verschuldetes Leid tönte aus in dem Angstschrei: „Du hast einen Großvater, aber wir dürfen nicht zu ihm!"

Das Kind hörte nichts weiter als die Versicherung, es habe einen Großvater, und fragte in atemloser Spannung: „Wo, wo ist er?"

„Weit weg von hier auf Schloß Holm, wo ich geboren bin, er ist mein Vater."

„Aber, Mütterchen, warum weinst Du denn, dann wollen wir schnell nach Schloß Holm."

„Wir dürfen nicht, mein Kind, der Großpapa ist böse auf mich."

„So hättest Du längst abbitten müssen und nicht eher nachlassen, als bis er wieder gut wurde; so hast Du's mich oft gelehrt, wenn ich unartig gewesen bin gegen den Papa. Jetzt komm nach Schloß Holm. Wenn Du nicht zu ihm willst, dann laß mich gehen, ich fürchte mich nicht vor ihm, ich habe ihm nichts gethan, gegen mich wird er schon gut sein. Komm nur, Mütterchen."

Der Knabe umschlang mit beiden Armen ihre Kniee und blickte sie mit den blauen Kinderaugen, den Holmschen Augen, so bittend

und schmeichelnd an, daß Frau Hertha im innersten Herzen erschüttert war.

Ihr Kind wies ihr den Weg; war es der rechte? Würde er, der unversöhnlich der Tochter zürnte, diesen Kinderaugen widerstehen können, wenn sie so zu ihm aufblickten? Hertha hatte nie selbst um Verzeihung gebeten, weil sie wußte, der Vater könne nicht vergeben; würde er erbarmungslos auch dieses Kind von sich stoßen? Er trug ja einen ihm verhaßten Namen, und sein Vater hatte mit den Waffen in der Hand wider den König gekämpft, zu dessen Anhängern Alexander Holm zählte. Sollte sie zu allem Weh ihres Lebens auch noch das fügen, gleich einer Bettlerin mit ihren Kindern von der Schwelle des Vaterhauses gestoßen zu werden? Aber das Kind verlangte den Gang; las es in Kindesunschuld richtiger im Herzen eines Greises, als die schuldbeladene Frau?

Sie stand auf, noch einen Blick hinüber nach der Stätte des Grausens und Entsetzens, wo das verheerende Element wütete, noch einen letzten Abschiedsblick der Stätte, da sie zehn Jahre hindurch Gatten- und Mutterglück genossen, dann hinaus in die fremde Welt, auf den Weg, den ihres Kindes Wort ihr wies. Hertha hat die Liebe begraben, deren Pfade sie einst gewandelt, sie beugt aufs neue das Haupt der Pflicht, deren Fesseln sie einst in Jugendmut gesprengt und erkennt, daß diese Fesseln doch unzerreißbar sind. An der Trümmerstätte ihres Erdenglückes nimmt sie den Pilgerstab zur Hand, den ihr das Schicksal reicht, und beugt ihr Haupt in Demut der Mutterpflicht.

Das Kind im Arm, den Knaben an der Hand, so wandelt Hertha zum verlassenen Vaterhaus.

6.

Der Nadelwald um Schloß Holm, der Herthas Flucht aus dem Vaterhaus gesehen, zeigte das matte, dunkle Grün des Winters, eine Schneedecke hüllte auch hier die Erde ein, nur das Meer trotzt noch des Winters Herrschaft, denn noch hat es keine Eisdecke über sich geduldet, wie sie stehende und ruhig fließende Gewässer nur allzuleicht sich aufzwingen lassen, sobald der Schneemann vom Norden herabsteigt. Mit weißen Schaumkronen brechen sich die Wogen an Schwedens Küste vor Schloß Holm, in dem sie schon manche Generation zum Leben erwachen und ins Grab sinken sahen.

In einem wohldurchwärmten Gemach saß Alexander Holm, ein früh gealterter Mann, der erst der Jahre sechzig zählte und doch schon mit dem Leben abgeschlossen hatte. Er saß am Fenster, den Kopf in die Hand gestützt, und blickte sinnend auf das wogende, schäumende Meer hinaus. Eine Decke hüllte seine Füße ein, ein Krückstock lag neben dem Lehnsessel und zeigte, wie hinfällig dieser Mann in einem Alter war, da andere oft noch Jünglingskraft in ihren Adern fühlen. Das spärliche Haupthaar umrahmte schneeweiß die Stirn, die matten Augen blickten so trübe, so schmerzerloschen, denn Graf Holm hat viel Kummer getragen, seit wir ihn zuletzt sahen.

Das Meer wogte und brauste, und der Mann mit dem weißen Haar blickte sinnend hinaus auf die schäumende Wasserfläche, der Zeit gedenkend, da seine Kinder hier spielten und sich mit den Wogen neckten. Heute war der Strand einsam, wie der alte Mann drinnen im Zimmer, die Kinder waren fort, das eine gebettet im Arm des Todes, das andere — im Hause seines Feindes. Er ahne nicht, daß dies Haus nicht mehr stand, daß seine Tochter obdachlos durch Schwedens Gauen irrte.

Plötzlich ward der alte Mann in seinem Sinnen gestört durch den Eintritt des Haushofmeisters, denn ein Knabe folgte im Pelzmantel, das Pelzmützchen in der Hand. Die Bäckchen waren von der Winterluft gerötet, es war eine sympathische Kindererscheinung, so daß der Haushofmeister den Kleinen, in dem wir Olaf Ridders wiedererkennen, nicht hatte abweisen können, als derselbe nach Graf Holm gefragt, trotzdem er auf die Frage, wer er sei und was er von dem Grafen wolle, geantwortet: das werde er selbst dem Schloßherrn sagen. Was war es, das den alten Mann so seltsam bewegte bei dem Anblick dieses ihm fremden Knaben? Was war dem alten Diener, daß er so seltsam ängstlich vor seinen so gütigen Herren trat und keine Entschuldigung finden konnte für die Einführung des Knaben?

„Was willst Du von mir, Kind?“ fragte der Graf.

„Bist Du der Graf Holm, fremder Mann?“ fragte Olaf dagegen.

„Ich bin es.“

„Nun, so bist Du ja mein Großvater, und wir sind gerettet; ich bin Olaf Ridders, Dein Enkel.“

Erschrocken stand der Haushofmeister; er wußte jetzt, was ihn beim Anblick des fremden Knaben hatte erschrecken lassen, der ihn mit den verführerischen Holmschen Augen angeblickt. Ein verpönter Name war vor des Grafen Ohren genannt, wie wird er die Nennung desselben aufnehmen? Der Haushofmeister erschrak aufs neue vor der unheilvollen Wirkung desselben, denn das Antlitz seines Herrn verfinsterte sich drohend und die Falte, die unheilverkündende Falte erschien auf der Stirn desselben.

Welche Kühnheit seiner Tochter, so dachte Alexander Holm, jetzt nach neun Jahren das Kind an ihn abzuschicken, eine Handlung, aus der die sichere Voraussetzung sprach: Du mußt mir vergeben, ich zweifle nicht daran. Nicht bittend, reuig und schuldbewußt nahte sie sich ihm, sondern mit der gewissen Zuversicht auf Vergebung. Aber sie sollte sich in ihm verrechnet haben. Der lange im Herzen getragene Groll, er brach sich Bahn in diesem Augenblick und entlud sich auf das Haupt des unschuldigen Kindes, dem jedenfalls die Rolle einstudiert war, die es hier spielen sollte, das nur eingelernte Worte sprach. So ließ Alexander Holm nicht mit sich spielen, die Verzeihung, die nicht von ihm gefordert, die er nie zu geben entschlossen war, die ließ er sich nicht abringen von einer Marionette. Der aufflammende Zorn verlieh ihm fast Jugendkraft, er sprang empor, trat auf den Knaben zu und rief wütend: „Fort aus meinen Augen, Bube, für einen Ridders hat mein Haus keinen Raum, das sage denen, die Dich zu mir schickten. Fort, sage ich, oder —,“ setzte er hinzu, drohend den Stock hebend.

Unbeweglich stand der Knabe, furchtlos sah er den alten Mann an mit unschuldsvollen Blicken.

„Großväterchen,“ sagte er altklug, „so brauchst Du mir nicht zu kommen, davor fürchte ich mich noch lange nicht. Weißt Du, mein verstorbener Großvater machte es genau ebenso wie Du, er sah mich oft ebenso böse an, wie Du mich jetzt ansiehst, und hob auch den Stock, als ob er mich halb totschlagen wollte, er hat mir aber nie etwas gethan. Großpapas können gar nicht ernstlich böse sein, das habe ich längst gelernt, als mein anderer Großpapa noch lebte.“

Langsam sank die Hand des Greises, die den Stock geschwungen hatte, hinab, die Falte auf seiner Stirn begann sich zu glätten. Schweigend stand er dem Kinde gegenüber und kämpfte einen schweren inneren Kampf. Eine Erinnerung wachte in seiner Seele auf, die mild versöhnend zu dem Greise sprach. So hatte sein Hinrik ausgesehen, als er ihn zum letztenmal auf Erden lebend erblickt, genau dieselbe Größe und die seelenvollen blauen Holmschen Augen. Es muß schon ein verhärtetes Gemüt sein, auf das Kindesunschuld keinen Eindruck macht, nur ein Mensch ohne Herz kann einem Kinde ungerührt gegenüberstehen. In Graf Holms Herzen erwachte unter den Blicken dieser Kinderaugen jene heilige Macht, vor der der Haß nicht standhält.

Das war keine eingelernte Rolle, die der Knabe da vor ihm spielte, das war offene Naturwahrheit. Doch ein Augenblick konnte nicht sühnen, was Jahre gefehlt, und finster fragte er: „Und warum wurdest Du jetzt erst zu mir geschickt?“

„Geschickt bin ich gar nicht, Großväterchen, ich habe durchaus zu Dir gewollt, als ich vor wenig Tagen von Dir hörte. Die Soldaten des bösen Königs haben den Papa ins Gefängnis geholt, uns weggejagt aus Schloß Ridders und uns das Schloß verbrannt. Ach, ich habe mich so gefürchtet, als ich die Flammen sah, da habe ich bitterlich geweint, daß ich keinen Großvater mehr hätte. Als mir Mütterchen da erzählte vom Großvater auf Schloß Holm, da habe ich nicht eher geruht, als bis sie mit mir und Schwesterchen Wanda hierherging, obgleich sie mir sagte, Du seiest böse auf sie, wir dürften nicht hierherkommen. Wenn Du böse bist, hätte Mütterchen längst abbitten müssen, das habe ich ihr gleich gesagt. Dann sind wir gefahren und gegangen, und auf den Dörfern haben sie uns zu essen gegeben, obgleich Mütterchen nicht bezahlen konnte, und geschlafen haben wir bald auf Stroh, bald auf Mütterchens Schoß. Wie lange es her ist, daß die Soldaten Schloß Ridders angesteckt haben, das weiß ich nicht, mir ist so wirr, seit ich nicht mehr in meinem weichen Bettchen gelegen habe, wo es sich doch am schönsten liegt. Aber jetzt ist's wieder gut, nun sind wir bei Großväterchen, und nun darf auch Mütterchen kommen und um Verzeihung bitten, nicht wahr, Du erlaubst es?“ setzte er treuherzig hinzu, denn von einer unsühnbaren Schuld hatte ja das Kindergemüt noch keine Ahnung.

(Fortsetzung folgt.)

Die beiden Geigen.

Novelle aus dem Englischen von Wilhelm Thal. (Schluß.)

Die zweite Geige.

Schon war ich Monate unterwegs; ich reiste von Stadt zu Stadt und fand es überall gleich langweilig, denn der Gedanke an Margarete wollte mich nicht verlassen; ihr süßes Antlitz folgte mir überallhin. Ich hatte bis dahin nie geliebt. Wo ich ging und stand, sah ich Margarete und ihren Vater; in den volkreichen Straßen, auf den herrlichen Bergen, überall folgten mir die nämlichen Gedanken, die nämliche Vision. Immer noch klang mir die Melodie in den Ohren, die mir Herr Büdingen vorgespielt, und ich sah Margarete an jenem Abend, als sie mit thränenden Augen die Geige sinken ließ.

„Ich habe Belgien durchreist, war in Norddeutschland gewesen und beschloß, auch Karlsruhe aufzusuchen. Diese Stadt hatte für mich einiges Interesse, denn ich erinnerte mich, daß Margaretens Bräutigam hier lebte. Da ich aber seinen Namen nicht kannte und nichts weiter von ihm wußte, als daß es der Sohn eines hier ansässigen Kaufmanns sei, so konnte ich natürlich nichts über ihn in Erfahrung bringen. Von Karlsruhe ging ich nach Ettlingen, das für mich noch größeres Interesse hatte. Viele Leute kannten Herrn Büdingen. Ich ließ mir das Haus zeigen, wo er gewohnt hatte, und man bezeichnete mir auch eine mit Linden bepflanzte Allee, in der er gern spazieren gegangen war. Dann kam ich auch nach dem kleinen Dörfchen Hahn, wo ich mich kurze Zeit aufzuhalten beschloß. Ich mietete in dem einer alten Witwe gehörigen Landhause zwei Zimmer und beschäftigte mich hauptsächlich mit Angeln, denn der Teich von Hahn war äußerst fischreich.



Oberbaumbrücke in Berlin. (Mit Text.)

Als ich eines Abends nach Hause kam, bemerkte ich einen jungen Mann, der sehr kränklich aussah und sich angelegentlich mit meiner Wirtin unterhielt. Er erregte meine Aufmerksamkeit, und ich erkundigte mich bei meiner Wirtin, ob er hier im Dorfe wohne.

Diese verneinte, konnte mir aber sonst nichts Näheres über ihn sagen. Er hätte sich nur, wie ich, auf kurze Zeit in Hahn niedergelassen.

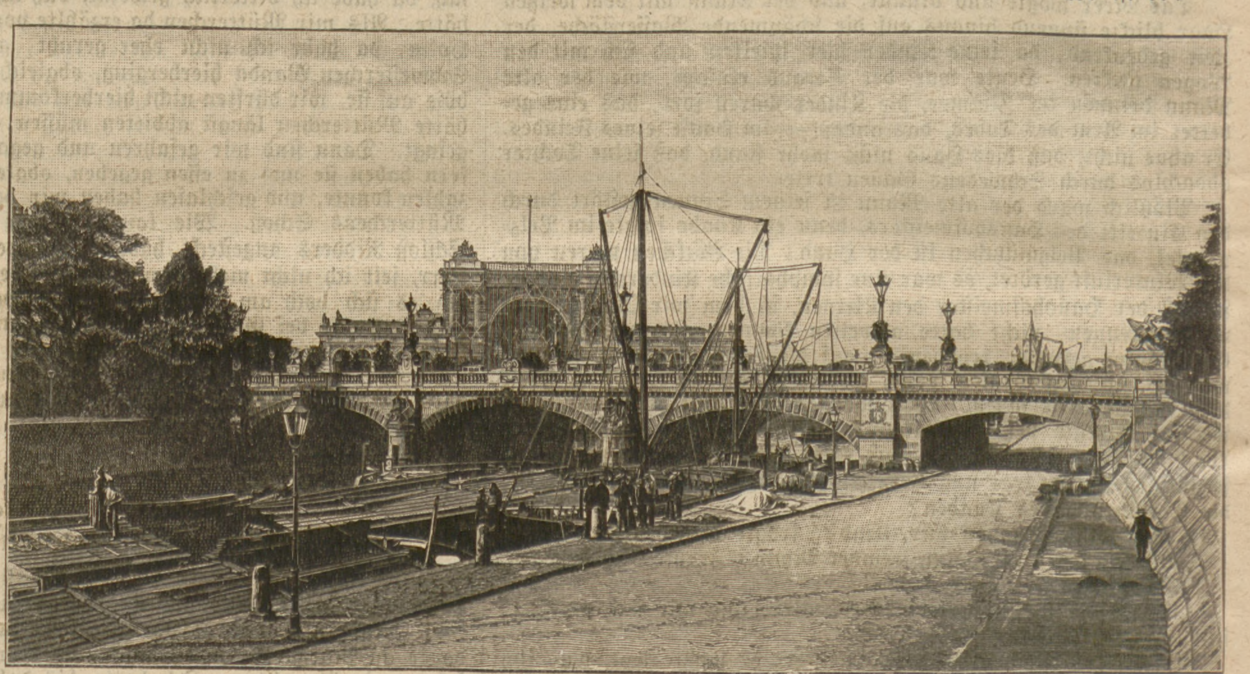
„Armer Junge," sagte ich, „er sieht recht krank aus!"

„Ja, er ist sehr krank!"

Plötzlich sah ich ihn abermals, wie er die Straße, die ins Dorf führte, einschlug.

„Er sollte einen Arzt aufsuchen," sagte ich zu meiner Wirtin.

„Das habe ich ihm auch angeraten," erwiderte sie, „aber er meinte, es sei ihm gleich, was aus ihm würde, er wäre so elend."



Moltke-Brücke. (Mit Text.)

Am nächsten Tage traf ich ihn wieder, aber er sah noch schlechter aus. Ich beschloß, ihn anzureden und fragte: „Fühlen Sie sich unwohl?"

„Nein," antwortete er schwach, „ich bin nur so matt!"

„Folgen Sie meinem Rat und suchen Sie einen Arzt auf, ich glaube, Sie sind kränker, als Sie selbst denken."

Er seufzte und schüttelte dann den Kopf, der sogleich kraftlos auf die Brust sank.

„Sie müssen nach Hause gehen," drang ich in ihn. „Stützen Sie sich auf mich, ich werde Sie nach Ihrer Wohnung bringen. Kommen Sie!"

Ich brachte den armen Menschen nach Hause und ließ einen Arzt holen; aber es verging längere Zeit, ehe dieser kam, denn der nächste Arzt, Dr. Spitz, wohnte eine halbe Stunde entfernt und war bei seiner großen Praxis auch nicht leicht aufzufinden. Glücklicherweise besaß ich einige medizinische Kenntnisse, die allerdings bei der ernsten Erkrankung des jungen Mannes nicht viel zu besagen hatten.

Der Arzt erschien endlich und stellte seine Diagnose auf Nervenfieber. Gegen Abend wurde der Kranke bewußtlos, und meine erste Sorge war nun, seinen Namen in Erfahrung zu bringen, um wenigstens seine Verwandten benachrichtigen zu können. — Nach längerem Suchen fand ich in dem in der Ecke stehenden Koffer seine Adresse, die „Karl Großberger, Karlsruhe" lautete. Nicht ohne innere Erregung bemerkte ich, daß in dem Koffer auch eine Geige lag. Ich schrieb sofort an die angegebene Adresse, aber erst nach einer Woche erhielt ich Antwort auf meinen Brief. Am siebenten Tage schwand das Delirium. Gerade als mir Dr. Spitz am nächsten Tage für die Hilfe dankte, die ich dem Kranken hatte angedeihen lassen, fuhr ein Wagen vor dem Hause vor, aus dem ein alter Herr und eine Dame ausstiegen. Es waren Karls Eltern, die mit ängstlichen Fragen auf mich eindrangen.

„Er befindet sich auf dem Wege der Besserung," erwiderte ich, „und ist jetzt außer jeder Gefahr."

„Wir waren nicht in Karlsruhe, als der Brief kam," sagte die Dame, „und wußten bis heute morgen nicht, daß Karl krank war. Sind Sie der Herr, der uns von unseres Sohnes Krankheit Mitteilung machte?"

„Ja, gnädige Frau!"

„Ich danke Ihnen, ich danke Ihnen herzlich! Wo ist er?"

Ich zeigte auf das Haus.

„Ihr Sohn," sagte Dr. Spitz, jetzt das Wort nehmend, „ist so schwach, daß wir ihn eigentlich erst auf Ihre Ankunft vorbereiten sollten. Ich bin der Arzt!"

„Und dieser Herr?" fragte Karls Vater, auf mich zeigend.

„Dieser Herr hat Ihren Sohn in der liebevollsten Weise gepflegt, ihm ist in erster Reihe das Gelingen meiner Kur zu danken."

„Nehmen Sie beide unsern herzlichsten Dank," sagte der Vater Karls. „Hoffentlich können wir uns erkenntlich zeigen." —

Drei Wochen waren vergangen; Karls Genesung machte gute Fortschritte, und ich dachte daran, Hahn zu verlassen und meine Reise weiter fortzusetzen. Herr Großberger wurde für den Nachmittag erwartet, und die Ueberführung des Sohnes nach Karlsruhe sollte bewirkt werden. Ich hatte Karl liebgewonnen und em-



Der Liebling. Nach dem Gemälde von K. Grob. (Mit Text.)

Photographie und Verlag von Franz Hanfstängl in München.

„Karl spricht so liebevoll von Ihnen," meinte dann Frau Großberger, als sie vom Krankenbett des Sohnes zurückkehrten, „er dankt Ihnen vielmals, und auch auf unsere stete Ergebenheit dürfen Sie zählen." Die alte Dame blieb bei ihrem Sohn, aber Herr Großberger kehrte nach Karlsruhe zurück.

pfand bei dem Gedanken an die Trennung eine rechte Traurigkeit.

Plötzlich wichen meine trüben Gedanken einem Gefühl lebhaftester Ueberraschung. Ich blieb betroffen stehen, denn träumte ich oder wachte ich — die Töne des „Lebenstraums" schlugen an mein Ohr. — Sollte Karl der Bräutigam Margeretens sein, der

sie verlassen und dem sie noch immer die Treue bewahrte? War die Ursache seiner tiefen Traurigkeit, die nie von ihm wich, die Trennung von seiner Braut? — Aber ich hatte mich vielleicht getäuscht? Vielleicht war es eine andere Melodie, die er da spielte? Aber nein, ich hatte recht gehört, dieselben, die mich so tief bewegt und erschüttert hatten.

Ich öffnete die Thür, die in Karls Zimmer führte, und trat ein. Er war allein und saß am offenen Fenster. Ruhig setzte er sein Spiel fort, denn er hatte mich nicht bemerkt. Da konnte ich mich nicht länger halten und rief mit lauter Stimme: „Sie lieben Margarete Büdingen!“

„Woher wissen Sie das?“ schrie er erschreckt aufspringend.

„Weil Sie eine Melodie spielen, die außer mir nur drei Personen kennen.“

„Und Sie haben Margarete gesehen?“ fuhr er eifrig fort.

„Ja!“

„Wo?“

„In meiner Heimat, in England!“

„Befand sie sich wohl?“

„Ja!“

„Und war sie glücklich?“

„Nun vielleicht nicht ganz glücklich!“

„Meine teure Margarete!“

„Ich sehe, Sie lieben sie noch immer!“

„Ja, ich liebe sie mehr denn je!“

„Aber wenn Sie sie lieben,“ fragte ich nach kurzer Pause, „warum gestatteten Sie Ihren Angehörigen, Sie von ihr zu trennen?“

„Es war nicht meine Schuld allein,“ antwortete er. „Ich hätte Max Büdingens Fehl übersehen, aber mein Vater ist streng, und ihm durfte ich nicht ungehorsam sein. Auch meine Mutter bestand darauf, daß ich von Margarete schied. Mein Wille war stets der ihrige, ich gehorchte, aber ich bin tief unglücklich seitdem.“

„Wenn Sie Margarete lieben,“ sagte ich eifrig, „und wußten, daß Margarete Sie liebt, so mußten Sie vor allem dem Mädchen die Treue bewahren.“

„Sie hat mich wohl vergessen!“ versetzte Karl traurig.

„Nein! Das hat sie nicht!“

„O, mein Freund,“ rief er, „es wäre thöricht, wollte ich hoffen, sie liebe mich noch immer!“

„Und doch ist es so, sie liebt Sie noch immer!“

„Teure Margarete, teure Margarete, teure Margarete!“

Eine lange Pause trat ein.

„Es sind jetzt einige Monate her,“ berichtete er dann, „seit ich von ihr schied, aber es ist mir elend ergangen. Um Zerstreuung zu suchen, ging ich auf Reisen. Verlorene Mühe! Immer mußte ich an Margarete denken, und wohin sie geflohen war. Manchmal kam ich auf den seltsamen Gedanken, ich möchte ihr in den fremden Städten, die ich besuchte, begegnen. Sie also haben sie kennen gelernt und haben unsere Geschichte gehört?“

„Ja!“

„Und Sie werden sie und ihren Vater wiedersehen!“

„Vielleicht schon in wenigen Wochen!“

„Wollen Sie ihr sagen, daß ich sie noch immer liebe?“

„Würde das nicht ihren Schmerz erneuern? Wozu die alten Wunden wieder aufreißen!“

„Sie stehen mit Margarete Büdingen in andern Beziehungen, als denen bloßer Bekanntschaft, Sie lieben sie!“

„Allerdings!“

Traurig senkte er den Kopf.

„Aber,“ beeilte ich mich, hinzuzufügen, „seien Sie unbesorgt, Margarete liebt mich nicht wieder.“

Er sah mich lange an und stöhnte dann: „O, welche schlechte Meinung müssen Sie von mir haben!“

„Ihr Vater kommt morgen, nicht wahr?“ fragte ich milde.

„Ja, ich werde morgen mit ihm nach Karlsruhe fahren!“

„Nun denn, Karl, so sage ich Ihnen für heute gute Nacht,“ entgegnete ich und verließ das Zimmer.

Am folgenden Morgen sah ich Herrn Großbergers Wagen vor dem Hause halten, der alte Herr stieg aus, und ich ging auf ihn zu.

„Sie wünschen mit mir zu sprechen?“ fragte er mich in seiner gewöhnlichen ruhigen Weise.

„Ja,“ erwiderte ich, und wir gingen in ein Zimmer, wo wir Frau Großberger bereits antrafen.

„Sie drückten eines Tages den Wunsch aus,“ sagte ich, geradewegs auf mein Ziel losgehend, „mir für den Ihrem Sohn geleisteten Dienst Ihre Dankbarkeit zu beweisen.“

„Allerdings! sprechen Sie.“

„Ich komme jetzt, von Ihrem freundlichen Anerbieten Gebrauch zu machen und fordere als Lohn Ihre Einwilligung zur Vermählung Ihres Sohnes mit Margarete Büdingen.“

Der alte Herr sprang erstaunt auf, und Frau Großberger blickte mich erschrocken an.

„Das ist unmöglich,“ rief der alte Kaufherr aus; „ich begreife nicht,“ fuhr er fort, „woher Sie unsere Familienangelegenheiten kennen, vermutlich hat Ihnen Karl alles erzählt.“

„Nein. Genug, ich kenne die Angelegenheit und weiß, warum Karl Fräulein Büdingen nicht heiratete. Es ist nicht meine Sache, Ihnen Vorwürfe zu machen, aber Sie gaben selbst zu, daß Sie gegen mich verpflichtet wären; nun, ich zeige Ihnen das Mittel, sich dieser Verpflichtung zu entledigen.“

„Ihr Verlangen ist seltsam; hat Karl Sie etwa mit dieser Mission betraut?“

„Nein,“ erwiderte ich und fuhr dann fort: „Aus mehr als einem Grunde muß ich auf meiner Bitte bestehen. Es ist klar, daß Ihres Sohnes Krankheit in Verbindung mit Ihren Befehlen stand, denn gerade das, was ihn an das Leben fesselte, war ihm genommen. Er befindet sich jetzt auf dem Wege der Besserung, aber Sie können sich überzeugen, daß ihn selbst die kommende Genesung gegen alles gleichgültig macht; und warum das? Weil er Margarete liebt und weiß, daß er nie mit ihr vereinigt werden kann.“

Bei den letzten Worten war in den harten Zügen des Herrn Großberger eine Veränderung vor sich gegangen, er erwiderte nichts, und nur seine Gattin murmelte, einen ängstlichen Blick auf ihren Gatten werfend: „Armer Karl.“

„Sie haben wohl selbst Margarete Büdingen lieb gehabt; ich weiß, sie ist der Liebe der besten Menschen würdig. Als Beweis ihrer Standhaftigkeit will ich Ihnen nur erzählen, daß sie meinen Antrag zurückwies, weil sie Ihrem Sohne treu bleiben wollte. Herr Großberger, Sie könnten wohl Ihr Vorurteil aufgeben, wenn ich selbst meine Liebe so weit vergesse, daß ich für einen andern werbe.“

Die Augen der alten Dame schimmerten in feuchtem Glanze, und sie murmelte: „Arme Margarete, ich habe sie stets geliebt.“

Dann stand sie auf und sagte zu ihrem Gatten: „Herr Fane spricht die Wahrheit. Margarete ist ein edles Mädchen und in jeder Beziehung unseres Sohnes würdig. Lieber Mann, vergiß Dein Vorurteil und mache unsern Sohn glücklich.“

Herr Großberger war bewegt, und ich wandte mich zu ihm mit den Worten: „Ich gehe nächstens nach England zurück; gestatten Sie, daß Karl mich begleite?“

„Lieber Mann,“ rief die alte Dame, „erfülle Herrn Fane seinen Wunsch, wir sind ihm großen Dank schuldig, denn er rettete unserm Sohne das Leben.“

„Herr Fane,“ sagte nun der Kaufmann, „ich liebe meinen Sohn Karl, und ich hätte seinen Tod nie verwunden. Es war keine grausame Absicht, die mich leitete, als ich ihn und Margarete trennte. Sie haben mir bewiesen, daß sie ein edles Mädchen ist, und ich gebe Ihren Bitten nach; sagen Sie meinem Sohne, daß ich seinen Wünschen nicht länger widerstrebe.“ —

Noch war keine Woche verflossen, als ich Herrn Büdingen und seiner Tochter wieder gegenüberstand.

„Willkommen, Herr Fane,“ rief Büdingen, seine Geige beiseite legend, „wie freue ich mich, daß Sie wieder zurück sind, wir haben Sie sehr vermißt.“

„Ich war in Ihrer Heimat, Fräulein Büdingen, in Deutschland!“

„In Deutschland!“ seufzte Margarete, und ihre Augen füllten sich mit Thränen.

„Ich habe viele Orte besucht, unter anderm auch Karlsruhe.“

„Ah!“ sagte der alte Herr traurig. „Karlsruhe!“

„Auch in Ettlingen habe ich mich aufgehalten.“

„Ettlingen!“ riefen beide.

„O, ich habe Ihnen viel zu sagen,“ fuhr ich fort, „aber was ich nicht aussprechen kann, will ich in Tönen berichten.“

Mit diesen Worten ergriff ich Herrn Büdingens Geige und begann, so gut es mir möglich war, die ersten Töne des „Lebenstraums“ zu spielen. Als ich die Geige niederlegte, wurde die Melodie von einem andern Instrument aufgenommen und weitergeführt.

„Vater,“ stieß Margarete fast atemlos hervor, während der alte Herr mir zurief: „Herr Fane, was hat das zu bedeuten?“

Ich trat auf Margarete zu und flüsterte ihr einen Namen ins Ohr.

„Karl!“ schrie sie auf.

Die Musik schwieg; einen Augenblick später wurde die Thür aufgerissen, und Karl und Margarete lagen sich in den Armen.

Der erste, der das Wort ergriff, war Herr Büdingen, der mir glückselig die Hände schüttelte und ausrief: „Das verdanken wir Ihnen, oh! Sie haben uns glücklich gemacht, Sie sind unser guter Engel! Margarete, Karl! Dankt doch euerm guten Freunde.“

„Sie dürfen mir nicht allein danken,“ versetzte ich, „der „Lebenstraum“ hatte auch teil an meinem Werke. Hätte Karl ihn mir nicht vorgespielt, so hätte ich nie seine Beziehungen zu Margarete entdeckt.“

Herr Büdingen schluchzte laut, und ich wandte mich ab, um meine Rührung zu verbergen; dann schlich ich leise aus dem Zimmer, um die drei glücklichen Menschen nicht zu stören.

Die Begünstigung des Ansatzes von Fruchtknospen bei Zwergobstbäumen.

Die Früchte unserer Obstbäume werden hervorgebracht mit Hilfe der Reservestoffe, welche durch die Blätter erzeugt und im Stamme und seinen Teilen aufgespeichert werden. Weil der Baum in einem Jahre solche Reservestoffe sammelt und im zweiten Jahre dieselben verbraucht, so ist es auch leicht erklärlich, daß eine regelmäßige Fruchternte, wenn der Baum in der Hauptsache sich selbst überlassen bleibt, vielfach höchstens alle zwei Jahre erfolgt, wenn nicht sehr günstige Witterungsverhältnisse mehrere Jahre nacheinander gute Ernten bewirken, oder sehr ungünstige Umstände mehrjährige Pausen guter Ernten eintreten lassen. Demzufolge werden in einem Jahre mehr Blätter und Zweige entwickelt; man sagt, der Baum treibt stärker; im anderen dagegen ist meist der Trieb schwächer und der Fruchtansatz stärker.

Die Aufgabe des Baumschnittes ist es nun, den Fruchtansatz zu begünstigen, und da auch die Blätter eine hervorragende Rolle bei der Ausbildung der Früchte zu spielen haben, ein richtiges Verhältnis zwischen Laubtrieben und Fruchtzweigen herzustellen. Während durch den Schnitt im Herbst und im Frühjahr, wenn der Baum unbeblättert ist, auf die Entwickelung von Laubtrieben hingearbeitet wird, soll durch den Sommerschnitt der Fruchtansatz fürs nächste Jahr und die Bildung von Fruchtholz begünstigt werden. So ist deshalb im Herbst und Frühling der Schnitt nur an den Haupt- oder Leitzweigen, welche dem Baum die Form geben, vorzunehmen, während die seitlichen, aus diesen Leitzweigen hervorkommenden Zweige der Sommerbehandlung unterworfen sind.

Zuerst hat man die Zwergobststämme zu erziehen, das heißt die Leitzweige in die richtige Länge und Form zu bringen und die Bäume nicht im ersten Jahre nach dem Pflanzen Früchte tragen zu lassen; denn der Baum braucht alle seine Reservestoffe im ersten Jahre notwendig, um Wurzeln, Zweige und Blätter zu entwickeln. Wer zu früh ernten will, erntet häufig nichts als einen kranken und verkrüppelten Baum.

Um Fruchtzweige zu erzeugen, wende man zunächst das Abkneifen oder Pincieren an. Wenn die Seitenzweige der Leitzweige eine Länge von 15 bis 20 Centimeter erreicht haben, so nimmt man ihnen die Endknospe mit einigen Blättchen so weit weg, daß noch ein Zweigstück von 10 bis 12 Centimeter stehen bleibt. Dies geschieht am besten mit dem Nagel des Daumens und dem Zeigefinger; die Folge dieser Prozedur ist, daß der betreffende Trieb geschwächt wird, eine Zeitlang nicht mehr weiter wächst, und daß die unteren Knospen am stehengebliebenen Zweigstück erstarken. Selbstredend sind nicht alle Leitzweige abzukneifen, sondern nur diejenigen, welche im Verhältnisse zu den anderen zu stark wachsen. An dem abgekneiften Zweigstücke entwickelt sich im Laufe des Sommers aus der obersten Knospe ein neuer Trieb, den man ruhig weiter wachsen läßt und erst Ende August, Anfang September, wenn der sogenannte Johannis- oder zweite Trieb vorüber ist, an seiner Ansatzstelle abkneift, so daß nur der ursprünglich abgekneifte Zweig in einer Länge von 10 bis 12 Centimeter stehen bleibt.

Die nächste Arbeit, um Fruchtknospen zu ziehen, besteht im Drehen. Diese Arbeit ist jedoch nur als Notbehelf zu betrachten. Hat man nämlich aus irgend einem Grunde das Pincieren übersehen, und sind infolgedessen die Seitentriebe 20 bis 25 Centimeter lang geworden, zum Teile auch schon verholzt, so hält man dieselben etwa 10 bis 12 Centimeter über ihrem Entstehungspunkte mit Daumen und Zeigefinger der rechten Hand und führt eine leichte Drehung von sich ab aus, ohne den Zweig abzubrechen und Blätter zu zerstören. Das gedrehte Zweigstück wird nun zurückgelegt, so daß es an dem unteren 10 bis 12 Centimeter langen Stück anliegt. Das Drehen hat häufig denselben Erfolg wie das Pincieren.

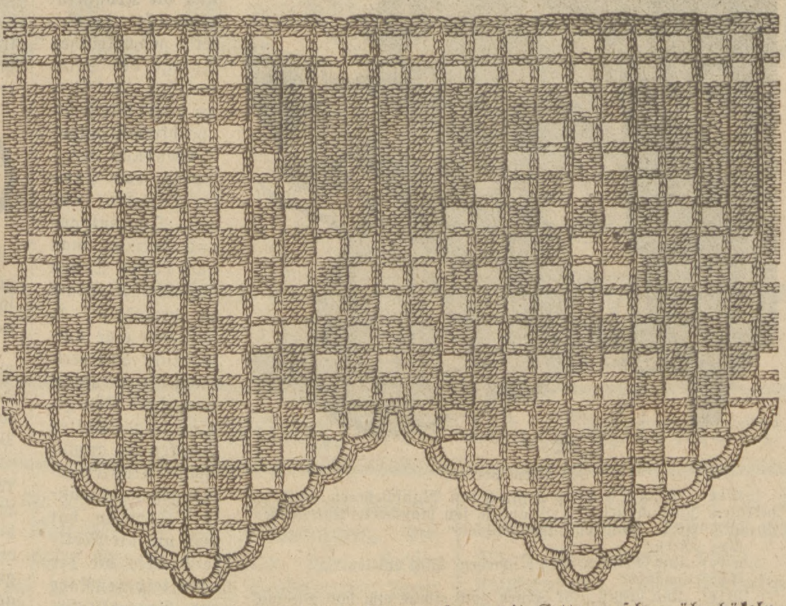
Als weitere Arbeit ist das Flachbinden von Leit- und Seitenzweigen zu betrachten. Wenn ein Ast unter einem Winkel von 45 Grad vom Stamme absteht, so ist diese Lage die günstigste zur Entwickelung des entsprechenden Verhältnisses zwischen Leitzweigen und Fruchtholz. Ist der Winkel kleiner, so wird weniger, ist er größer oder gar wagrecht, so wird zu viel Fruchtholz erzielt. Treibt ein Formbaum stark ins Holz, ohne Fruchtholz zu bilden, so kann man die Leitzweige wagrecht anbinden; man muß dann aber recht sorgfältig die Seitentriebe pincieren. Man kann auch, und das ist besonders leicht anwendbar bei Spalieren und wagrechten Kordons, die nicht pincierten Triebe wagrecht anbinden, und man wird ebenfalls als Erfolg reichen Fruchtansatz an den gebogenen Trieben erhalten. Um ferner ein frühes Tragen der Zwergbäume herbeizuführen, kann man die Bäume öfter verpflanzen und an den Wurzeln zurückschneiden. Es ist aber nicht gut, die Bäume auf künstliche Weise zu früh zum Tragen zu zwingen.

(Obstbauzeitung.)



Spitze in Häkelarbeit.

Diese Spitze wird in hin- und hergehenden Reihen quer gehäkelt; die Reihen bestehen aus Doppelstäbchen und Luftmaschen, und zwar sticht man, wo Stäbchen auf Stäbchen trifft, stets in das hintere Maschenglied vor. Reihe, während die Stäbchen über Luftm. um die Luftm. vor R. zu arbeiten sind. Die einzelnen Stäbchengruppen werden je durch 3 Lftm. getrennt. Die Zacken stellt man her, indem man beim Verbreitern am Ende der Reihe, nach dem letzten Dpplst. arbeitet: 6 Lftm., 1 Dpplst. in die Masche, aus welcher das



letzte Dpplst. entstand, die nächsten 3 Lftm. mit Kettenmaschen überhäkeln. Für den Anfangsbogen der nächsten Reihe arbeitet man: 7 Lftm., 1 Dpplst. in die vierte derselben, 3 Lft., 1 Dpplst. in die letzte Kettenmasche. Das Abnehmen geschieht durch Ueberhäkeln der letzten 3 Lftm. am Schluß der Reihe mit Kettenmaschen; die neue Reihe beginnt mit 3 Lftm., 1 Dpplst. in das Dpplst. vor. R., 3 Lftm., 1 Dpplst. in das nächste Dpplst. vor. Reihe. Diese kleinen Bogen werden schließlich in einer Längsreihe mit f. Maschen behäkelt. (Siehe Abbildung.) Die Spitze, mit Garn Nr. 50 ausgeführt, eignet sich vorzüglich zur Verzierung von Schürzen, Wäschegegenständen und dergl.



Berliner Straßenbrücken. (Schluß.) Vorzüglich von historischem Interesse ist der Bau der Kurfürstenbrücke mit Schlüters berühmtem Reiterdenkmal. Bis in das dreizehnte Jahrhundert reicht die Geschichte dieses Bauwerks zurück. Damals befand sich an dieser Stelle eine hölzerne Jochbrücke einfachster Konstruktion, die den Namen „Lange Brücke“ trug. Es war in der That die längste Brücke der Stadt, denn die Spree hatte an dieser Stelle eine bedeutende Breite, und mehr als die Hälfte des heutigen Schloßplatzes bildete einen Teil der Wasserfläche; erst später wurde der Fluß eingedämmt. Die häufigen Ausbesserungen veranlaßten den Kurfürsten Friedrich III., den nachmaligen ersten König, eine steinerne Brücke zu erbauen, mit deren Ausführung Johann Arnold Nehring betraut wurde; aber die ungenügende Fundierung, die auch das Denkmal zu gefährden begann, und die geringe Breite der Fahrbahn machten in jüngster Zeit, als man an die allgemeine Spreeregulierung herantrat, einen völligen Neubau erforderlich. Während der letzten zwei Jahrzehnte, in denen sich Berlin zur Weltstadt auswuchs, erwies es sich als nötig, auch in den alten, enggebauten Stadtteilen dem Straßen- und Wasserverkehr neue Bahnen zu eröffnen. Diesem Zwecke mußte vorzüglich die Regulierung der Unterspree mit ihren Nebenflüssen dienen, sowie alle Bauanlagen, die mit diesen Wasserläufen in enger Beziehung standen. Als das bedeutendste Brückenbauwerk der äußeren Stadtbezirke ist die Oberbaumbrücke zu nennen, die den östlichen Hauptarm der Spree überspannt und den Warschauer Platz mit der Falkensteinstraße verbindet. Sie ist an die Stelle einer alten, baufälligen Jochbrücke getreten, als man den Plan der elektrischen Hochbahn zu verwirklichen begann. Die äußere Gestaltung des Bauwerks erhielt ihr charakteristisches Gepräge dadurch, daß die Strecke der Hochbahn Schlesischer Bahnhof-Zoologischer Garten auf einem steinernen, eng an die Brücke anschließenden Viadukt mit überführt werden sollte. Die Spree, die hier eine Breite von 150 Metern aufweist, wurde mit sieben Backsteingewölben in märkischer Architektur überspannt; doch ist der eigentlich tragende Unterbau in Eisen konstruiert. Die kräftigen, zu beiden Seiten der Mittelöffnung angeordneten Grundpfeiler, auf denen sich mächtige Warttürme erheben, verleihen der Brücke den Charakter eines alten märkischen Stadtthors, und um diesen Eindruck zu verstärken, hat man speciell für den Bau der Türme und des Hochbahnviadukts mit seinen Zinnen und durchbrochenen Giebeln Ziegel mittelalterlichen Formats gebrannt. Zu dem kräftigen Cyklopenmauerwerk der Turmunterbauten wurden märkische und schwedische

Findlinge, für das übrige Werksteinmauerwerk schwedischer Granit verwendet. Zu einer hervorragenden architektonischen Gestaltung geben zweifellos drei Brücken des Nordwestens Veranlassung, die im Zuge dreier vom Königsplatz ausgehender Straßen die Spree überschreiten und gleichsam in den geometrischen Plan der Parkanlagen und Häuserblocks hineingezogen sind; es sind dieses die Moltke-, die Alsen- und die Kronprinzenbrücke. Zu dieser geometrischen Anlage der Straßenzüge verleitete an dieser Stelle die halbkreisförmige Wendung der Spree; vom Humboldt-Hafen und den Quaianlagen aus vermag man nach beiden Seiten hin den Flußlauf zu verfolgen, so daß uns eine harmonische Durchbildung dieser radikal nach dem Königsplatz gerichteten Brücken ein anmutiges Architekturbild gewähren müßte. Indessen hat doch nur die Moltke-Brücke, die der unmittelbaren Nähe des Generalstabsgebäudes diesen Namen verdankt, eine reichere Durchbildung erfahren.



Zu allem bereit.

Sie: „Wenn Sie denn ernstlich den Wunsch hegen, mich zu heiraten, dann müssen Sie anfangen, sich mancherlei Untugenden abzugewöhnen. Rauchen zum Beispiel.“ —
Er: „Gern.“
Sie: „Und Trinken, Kegel schieben, Skat spielen.“
Er: „So so!“
Sie: „Und gewiß fällt Ihnen noch etwas ein, das Sie aus eigenem Antriebe aufgeben möchten.“
Er: „Ja gewiß!“
Sie: „Und das wäre?“
Er: „Der ernstliche Wunsch, Sie zu heiraten.“

Die Gewölbe der Moltke-Brücke sind mit rotem Sandstein verkleidet; die kräftig gegliederten Brückenköpfe tragen Trophäen, von Professor Böse modelliert, und die Schlußsteine der Wölbungen zeigen die charakteristischen Köpfe Moltkes, Blüchers und Derfflingers. Auf den Endpfeilern sehen wir Greifen aus Sandstein, die metallene Wappen tragen. Sehr schön sind die Bronzekandelaber, deren Sockel durch Kindergruppen mit Waffen und Emblemen gebildet werden.

Der Liebling.

Wie man es lieb hat, solch kleines Leben, —
's geht nichts darüber in weiter Welt!
Man möcht' ihm sein letztes Herzblut geben,
Wenn man's so still auf dem Schoße hält!

Wenn man die Glieder so streichelt, die warmen,
Wenn es so schmeichelt: „Ich bin Dir gut!“
Wenn man's so festhält in seinen Armen,
Wenn's einen so anblickt, sein Fleisch und Blut.

Wer könnt's wohl in Worten so richtig sagen,
Was einem zwei solche Augen sind!
Durchs hellste Feuer würde man's tragen,
Seinen Schatz, seinen Liebling, sein liebes Kind!

F. Raimund.



Schade. Verteidiger (zum Angeklagten): „Schade, daß Ihr Vater und Ihre Mutter solide Menschen sind! Ich könnte sonst erbliche Belastung feststellen.“

Unerklärlich. Protz: „Wie finden Sie denn unser Pianino?“ — Klaviervirtuos: „Sehr verstimmt!“ — Protz: „Und ich hab's doch eben erst neu polieren lassen!“

Auch ein Kompliment. Müllner, der Verfasser der seiner Zeit berühmten Schicksalstragödie „Die Schuld“, wohnte den Proben zur ersten Aufführung bei und plagte dabei die Schauspieler nicht wenig. Und nach der Vorstellung gab er in der Garderobe sein Mißfallen über einige Stellen der Aufführung in ziemlich heftiger Weise zu erkennen. Am anderen Tage wurde Schillers „Braut von Messina“ aufgeführt, dem Müllner aus einer Loge zusah. Bei den Worten: „Doch der Uebel größtes ist die Schuld“ machten sämtliche Schauspieler eine tiefe Verbeugung gegen den Dichter der — „Schuld“. W.

Feine Bemerkung. Ludwig XIV. spielte einst mit einem seiner Hofleute eine Partie Schach; bei einem Zuge konnten sie sich nicht einigen. Die übrigen Hofleute sahen dem Spiele zu und schwiegen. Da trat der Graf Grammont ins Zimmer: „Entscheiden Sie, lieber Graf, wer von uns beiden recht hat!“ rief ihm der König zu. — „Ew. Majestät haben unrecht!“ antwortete Grammont augenblicklich. — „Aber,“ erwiderte der König ärgerlich, wie können Sie das behaupten, wenn Sie das Spiel noch gar nicht gesehen haben?“ — „Glauben Sie, Majestät,“ antwortete Grammont, „daß diese Herren hier schweigen würden, wenn auch nur ein Schein des Rechtes für Sie da wäre?!“

Ein Original im Denken und Handeln war Joh. Jakob Muioch, der als erster Direktionsrat bei der königl. preuß. Lotteriedirektion in Warschau am 22. Febr. 1804 starb. Als Knabe hatte er den treuherzigen Einfall, da er seinen Vater zurückgesetzt und gedrückt sah, ohne alle Kenntnis des Ceremoniells, sich an den König Friedrich den Großen zu wenden. In seiner Bittschrift auf einem Quartblatt, redete er den König mit Du an, weil er glaubte, ihn nicht höher ehren zu können, als wenn er mit ihm, wie mit Gott spräche. Der König nahm sie gnädig auf und gewährte Hilfe. Als Student in Jena dichtete er eine Hymne auf den König, ließ sie drucken und schickte sie dem König zu, frankierte jedoch das Paket nicht, weil der König doch reicher sei, als er. — Friedrich dankte ihm schriftlich, setzte aber hinzu: „Wenn Ihr wieder an mich schreibt, so frankiert Eure Briefe.“ — Muioch fragte auf der Post, was das Paket gekostet habe, nahm dann ein Achtgroschenstück und schickte es dem König mit den Worten: „Sire, hier ist das Porto.“ Auch hierauf erfolgte kein Verweis. Stj.



Bei Diphtherie der Hühner muß man erkrankte Tiere sofort von den gesunden absondern, den Stall gründlich reinigen, den Mist 2c. mit Karbolsäurelösung behandeln und größtmöglichste Reinlichkeit beobachten. Die Behandlung der Tiere aber sollte in die Hände der Tierärzte gelegt werden.

Aufbewahrung leerer Waben. In eine große Kiste legt man auf den Boden eine Schicht duftenden Heues. Dann legt man Waben nebeneinander darauf, so viel sich placieren lassen und darauf wieder eine Schicht Heu und so fort, bis alle Waben untergebracht sind. Das Heu schützt die Waben vor Motten, Mäusen und Staub.

Reisspeise. Nachdem 1/4 Kilo Reis gewaschen ist, wird er mit etwas Wasser und einem Stückchen Butter zugesetzt, und wenn er trocken ist mit 1 Liter siedender Milch langsam weichgekocht und fleißig umgerührt, um das Anbrennen zu vermeiden. Dann wird der weiche Reis in eine Schüssel geleert, etwas Salz und nach dem Erkalten 2 Eier beigefügt. Die verrührte Masse giebt man nun in eine Pfanne, in welcher apfelgroß Schmalz oder Butter heiß gemacht wurde, läßt sie Farbe bekommen, wendet sie mit dem Backschäufelchen und macht kleine Stückchen daraus, welche dann in eine tiefe Platte kommen, mit Zucker und Zimmt bestreut und mit gedünsteten Aepfeln garniert werden.

Der Schaden, den die Tauben auf dem Felde anrichten, ist ganz unbedeutend, da sie nur jene Saatkörnlein aufpicken, welche oben liegen und deshalb doch nicht aufgehen würden. Wenn wir die Tauben auf einem frisch gesäten Acker beobachten, so werden wir sehen, daß sie ganz rasch über denselben eilen, um ihn abzusuchen. Und wenn auf demselben nichts mehr zu finden ist, wird ein anderer aufgesucht. Der Roggensaat sind die Tauben gar nicht gefährlich, da sie Roggen nur im äußersten Notfalle fressen. — Nur Erbsenäcker mit leichtem, sandigem Boden können große Flüge zur Saatzeit schädlich werden, da es ihnen nicht schwer fällt, die Erbsen auszuhacken. Nur im letzten Falle ist das Vorurteil vieler Landleute berechtigt und jeder einsichtsvolle Taubenliebhaber wird seine Tauben so lange einsperren, bis die Früchte aufgegangen sind.

Logogriph.

Du nimmst's mit **G** oft in die Hände,
Mit **B** nahm's einst ein traurig Ende.
Mit **F** bringt es der Sage Mund,
Mit **K** liegt's auf dem Meeresgrund.

Julius Falck.

Charade.

Das Erste ist immer von hohem Gewicht,
Das Andre zeigt Ecke und Kante dir nicht.
Das Ganze, das stets aus dem Ersten gemacht,
Hat unzähl'gen Wesen den Tod schon gebracht.

Julius Falck.

Arithmogriph.

1 2 3 4 5 6 7 8. Eine deutsche Haupt- und Residenzstadt.
2 5 6 5 1. Eine Göttin.
3 7 6 1 5. Eine Feldfrucht.
4 5 1 5 6. Ein deutscher Fluß.
5 7 2 3 5. Ein Baum.
6 5 2 3 5 8. Ein Gartengerät.
7 6 5 8 5. Ein weiblicher Name.
8 7 5 1 5 8. Berg in der Schweiz.

Paul Klein.

Die Anfangsbuchstaben ergeben 1—8.

Auflösung.

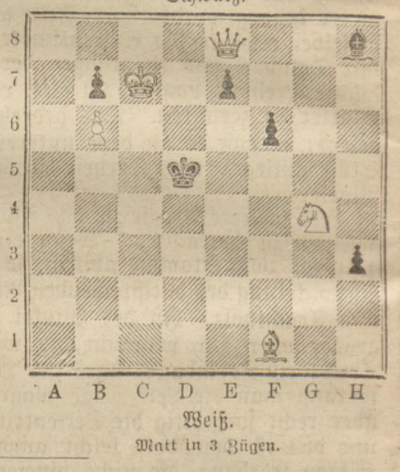
J
F**o**x
Jä**h**ns
Sch**a**dow
Star**n**berg
Cochi**n**china
Narkot**i**sation
Charlot**t**e Amalie
Spitzw**e**gerich
Tsche**r**nigow
Aphr**o**dite
Cou**r**bet
Ca**d**ix
S**e**n
n

„Johanniterorden“.

Problem Nr. 16.

Von S. Schuster.

Schwarz.



Weiß.

Matt in 3 Zügen.

Auflösungen aus voriger Nummer:

Der Charade: Moos, Burg, Moosburg. — Des Homonyms: Das „e“.

Verantwortliche Redaktion von Ernst Pfeiffer, gedruckt und herausgegeben von Greiner & Pfeiffer in Stuttgart.